Du wolltest ihm zur Begrüßung eben
Noch einen Kuß auf die Wange geben,
Da fiel Dir auf, daß der entzückte
„Herr Vetter" stark nach rückwärts blickte,
Wo mehrere Menschen in dem Rahmen
Der Wagentür zum Vorschein kamen . . .

Dir schwante nichts Gutes. Sollten die Gören
Zu Deinem werten Besuch gehören,
Und war die Dame mit der feinen
Verbeugung dahinter die Mutter der Kleinen?
Und richtig! Die Frau voll Güte und Milde
War Deines Freundes Gattin Mathilde,
Im Reigen der Kinder schritt an der Tete
Die fast zur Jungfrau erblühte Grete,
Vor ihrem „Onkel" machten sie
Pauline und Hugo ihren Knicks,
Und auch der artige Max war da,
Der Ultimus aus der Tertia . . . .

Wohl wünschtest, trotz der Osterglocken,
Du Deine Gäste auf den Brocken,
Statt einer sollten sechs Personen
Nun bei Dir essen, trinken und wohnen,
Und Deine Betten hatten kaum
Für zwei normale Körper Raum.
Jedoch die friedlichen Menschen zu trennen,
Hat sich Dein Herz nicht leisten können,
Du hast die ganze Kompagnie
Beherbergt — „fragt mich nur nicht wie!" . . .

Den Gastfreund mußtest Du begleiten
Zu unsern Sehenswürdigkeiten,
Und als er nach einiger Zeit sich satt
Gesehen am Schönen der Vaterstadt,
Da gingst Du auch recht viele Male
Mit ihm in die besseren Bierlokale.
Dort sprach man von dem unterdeß
Beendeten Thuner Mordprozeß,
In dem eine unerklärlich gering
Bemessene Strafe die Russin empfing —
Die lieben Schweizer sind so human,
Sie haben noch Keinem wehgetan!
Auch die Besetzung Udschdas hatte
Zur Folge eine lange Debatte,
Und als von Rapallo und Bülow gar
Und Herrn Tittoni die Rede war,
Da tranken Alle mit Appetit
Auf Bülows Künste noch einen „Schnitt" . . .

Nun ist der Besuch von Deinem Herd
In seine Heimat zurückgekehrt,
Man dankte nochmals durch die Post
Dir für's Logis und die üppige Kost
Und schrieb, daß dieses Fest eine Masse
Erinnerungen hinterlasse.
Und siehst Du auch von Max die Spur
An Deiner Möbelgarnitur,
Dein Magen hat zum höchsten Lobe
Bestanden die Belastungsprobe —
Er hat sich in den Ostertagen
Als Held und Sieger durchgeschlagen!

Jean Eschweller.

Lustige Ecke.

* Ein dickes Pärchen. Herr Dreier: „Nanu, Herr Meier, so früh schon auf den Füßen mit Frau Gemahlin?" — Herr Meier: „Ja, der Arzt hat meiner Frau Bewegung angeraten." — Herr Dreier: „Aha, und nun lustwandeln Sie gemeinsam?!"

* Guter Rat. Dichterling: „Da soll man in unserem Beruf nun noch hoch kommen können. Ein jeder Idiot dichtet jetzt schon!" — Freund: „So beweise doch durch dein gutes Beispiel, daß nicht jeder Idiot dichtet!"

* In der Schule. Lehrer: „Fritz, bilde einen Satz auf Parnaß!" — Fritz: „Bei dem gestrigen Regenwetter habe ich ein Paar nasse Strümpfe gekriegt."

* Verschnappt. Nachbarin: „Schreibt denn der Dichter, der bei Ihnen wohnt, auch größere Werke?" — Vermieterin (stolz): „Natürlich; dem seine Sachen kommen immer per Postpaket zurück!"

* Aus der Instruktionsstunde. Der Münchener „Jugend" wird erzählt: Als ich noch Freiwilliger war, erklärte uns der Wachtmeister Redelstein in der Instruktionsstunde: „Baden darf man nur in Schwimmhosen. Erstens ist das beziehungsweise anständig, und zweitens: eine Hosennaht muß der Mensch für den Fall von Vorgesetzten haben."

Knack-Mendeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 13:
Osterhase — Ostereier.

Eldorado Satanas Antisemit Herodes Rezitator Elephantine Taglioni Salome Orator.

Richtige Lösungen gingen ein 53. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: H. Grundmann, Friedrich Gäbler, Georg Schlereth, Hermann Zöllner, E. Stamm, Ernestine Rauth, Lore Lehmann, Frau Wilhelmine Hoffmann, Max Groß, Louis Stück, Max Schubert, Paul Probst, Emma Kramer, Anna Schultze, Rich. Wagner jun., Otto Biechmann, Harry und Hans Stemmler, Artur Hartnuß, Frau Louise Naue, Marie Brennecke, Anna Hoffmann, Frau Emmy Biedero, Fr. Guilland, Ida Baak, Franz Sickl, Frau Schmidt, Anna Schütze, Nora Seyer, E. Brunner, Frau W. Völker, A. Schellenberg, Antonie Zunner, Frau Thiem, Friedrich Habedank, Rosa Schlegel, Anna Westram, Hulda Jäger, Frau Wipplinger, Herbert und Otto Stelaff, Georg Ebert, Rudolf Trotzsch, Paul Petermann, Erich und Gretchen Kaempfe, Frau Hagemann, T. Schild, Schwestern Himburg, Anna Rebelstedt, Käthe Breitter, Woldemar Schmidt, von auswärts: Oskar Dietterich, Wernigerode, F. Heergesell, Zörbig, Elsa Hartwich, Röglitz, Gustav Baumann, Nietleben.

Prämie: Goethe's sämtliche Werke, eleg. geb.
entfiel auf **Erich** und **Gretchen Kaempfe**, hier.

Rätsel.

A A A A A A A A A A B C D D E E E E E J G G G H H
H H J J J J J J J L L L M M M N N N N N N N P P
P P R S S T T T T U U U y Z.

Vorstehende 64 Buchstaben sind in Quadratform zu ordnen, so daß 8 wagerechte und 8 senkrechte Reihen entstehen, die Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

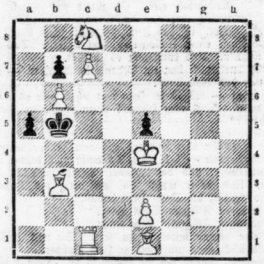
1. Feldherr
2. Chirurg. Instrument
3. Apostel
4. Sternbild
5. Inselgruppe
6. Dynastie
7. Künstler
8. Bauwerk.

Prämie: Lessing's Werke, eleg. geb.,

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Schachaufgabe.

Zweizüger von F. Reimann, Königsberg.



Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (8+4)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 10.
Zweizüger von H. Jansen, Utrecht.
W. Kg6, Td5, Le8, Sf7, Bb5, c4, f6.
Schw. Ke6, Td6, Sg4, Be7, h6.

1. b5—b6 beliebig.
2. 6fach + matt.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweller. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 14 — Halle a. S., den 7. April. — 1907

Eine seltsame Operation.

Historische Novelle von C. Wester.

Nachdruck verboten.

Gräfin Alexiewna befand sich in ihrem Salon. Gleich einem jungen Maimorgen — herb und schön — strahlte sie im Glanze ihrer zwanzig Jahre. Der vornehm und würdig aussehende Diener meldet ihr den Fürsten Simonowitsch, ihren Verlobten. Er war Kapitän bei der Kaisergarde Peter des Großen. Die Uniform stand dem stattlichen, hochgewachsenen Manne überaus gut. Alexiewna und Fürst Simonowitsch waren Zierden des Peterburger Hofes. Sie begrüßten sie herzlich und Alexiewna begann lebhaft zu plaudern:

„Morgen ist großer Maskenball bei Hofe. Der ganze Adel ist geladen; ich freue mich darauf. Mama und ich haben schon die Masken gewählt: aber ich sage es Dir nicht, Simonowitsch, damit wir Dich besser necken können."

„Daraus wird wohl nichts werden", entgegnete verdrießlich Simonowitsch. „Ich habe Dienst. Es ist ärgerlich, aber nicht zu ändern."

„Ach wenn Du willst, wird es schon gehen."

„Nein, Alexiewna. Du kennst wohl vom Erzählen her unsere strengen Reglements. Der Kaiser würde es nicht dulden, daß ein Offizier seiner Garde auch nur einmal gegen seine Befehle handelt. Es geht nicht. Meine Dienstpflicht und Ehre verbieten es mir."

„Ich will aber, daß Du kommst."

„Du ereiferst Dich vergeblich, Alexiewna. Ich kann nicht."

Nun begann sie zu weinen, jedes Trostwort unbeachtet zu lassen, so daß der Kapitän es für das Richtigste hielt, sich still zu entfernen.

Verstimmter denn je bezog der Fürst am nächsten Morgen an der Spitze seiner Kompagnie die Kasernenwache. Einen Tag um eine Nacht über auf den engen Raum einer Wachtstube beschränkt zu sein, gehört niemals zu den Annehmlichkeiten des Militärdienstes. Wenn aber vollends ein Hoffest bei einem solchen Dienst verloren geht, dann mag der Aerger und Unmut des jungen Offiziers um so berechtigter sein.

Endlos dehnten sich die Stunden, und als der Abend hereinbrach, gab sich der Fürst dumpfem Brüten hin. Da betrat der Sergeant seiner Kompagnie das Zimmer und meldete: „Kapitän, ein Knabe ist hier. Darf er herein?"

„Ohne Weiteres," entgegnete Simonowitsch. Der Sergeant führte den Jungen herein.

Es war ein Bote von Alexiewna mit einem Briefchen! Der Inhalt lautete:

„Lieber Simonowitsch, wir sind mit Mama soeben zu Hof gekommen. Was Adel und Rang hat, ist versammelt. Du solltest fehlen? Wer wird es merken, wenn Du auf ein Stündchen Dich unter das Gewühl der Masken mengst? Der Knabe bringt Dir einen Domino. Er ist mir durch die rote Schleife bekannt. Ziehe ihn rasch an und komme. Deine Alexiewna."

Die Verlockung war zu groß. Der Fürst vermochte nicht zu widerstehen. Rasch zog er das Kostüm an und gab der Wachtstube den Auftrag, einen Schlitten zu holen.

„Sergeant, Du schweigst. In einer Stunde bin ich wieder zurück." Mit einem: „Zu Befehl, Kapitän," beantwortete der Sergeant diese Aufforderung, während Simonowitsch den Schlitten bestieg, der ihn zum Palaste führte.

In den goldgeschmückten, lichterfüllten Räumen herrschte ein reges Leben. Was das junge, durch Peters Machtgebot und eisernen Willen erst vor einigen Jahren gegründete St. Petersburg an Glanz und Adel aufzuweisen hatte, war versammelt. In froher und doch gemessener Lust wurde dem Mummenschanz und Tanze gehuldigt, so daß dem Fürsten die Zeit im Fluge entschwand.

Auf der Wachtstube erschien in des Fürsten Abwesenheit ein großer breitschulteriger Mann mit blitzenden Augen, in schwerem Reitermantel.

„Wo ist der Kapitän?" fragte er den Sergeanten.

„Erst muß ich wissen, was Dich das angeht," entgegnete der Sergeant.

„Ohne Umstände, heraus damit, wo ist der Kapitän?"

„Wer gibt Dir das Recht zu fragen?"

„Der Kaiser."

„So sehen nicht des Kaisers Boten aus."

„Schurke! — Nein, doch nicht, mein wackerer Soldat, sieh' mich an, sehen des Kaisers Boten so aus?"

Der Fremde schlug den Mantel zurück und zeigte sich in der Uniform eines russischen Generals, mit einem Stern auf der Brust.

„Du bist General," antwortete der Sergeant.

„Warum hast Du das nicht sofort gesagt?"

„Weil ich nicht wollte; aber jetzt heraus mit der Sprache, wo ist der Kapitän?"

„Ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen."

„Warum nicht?"

„Weil der Kapitän mir dies verboten hat, und ich gewohnt bin, zu gehorchen."

„Wie heißt Du?"

„Lanskoi."

„Und Du bist?"

„Sergeant-Major."

„Wie lange dienst Du?"

„Fünfzehn Jahre."

„Hast Du Wunden?"

„Bei Pultawa wurde ich schwer verwundet."

„Du warst bei Pultawa?"

„Ich war dabei, und beim Väterchen, ich habe tüchtig mit geholfen. Ich allein habe eine Standarte genommen. Ging es nach Recht, so müßte ich mehr sein, als Sergeant."

„Gib mir die Hand, Bruder! Stoß' an. Da ist Wodka. Du sollst leben."

„Auch der Kaiser soll leben."

„Meinetwegen auch der."

„Und mein Kapitän, soll leben, stoßt an, General."

„Was, — ein Kapitän, der seinen Posten verläßt? Nichts da!"

Der Sergeant wollte antworten, da trat der Kapitän in die Wachtstube. Kaum hatte er den Fremden gesehen, ward er sich ihm zu Füßen: „Verzeihung, Herr!"

Streng blickte der Fremde den jungen Fürsten an und sprach: „Uebergib Dich jogleich dem Sergeanten als Gefangener. Keine Widerrede! Lanskoi, Du bürgst mir für ihn; ich befehle es Dir. Er bleibt bis morgen mittag hier und ich ernenne Dich zu seinem Stellvertreter. Hast Du verstanden, Lanskoi? Morgen fühlst Du den Pflichtvergessenen dem Kaiser vor."

„Zu Befehl, General."

Am nächsten Mittag brachte, nach Ablösung der Wache, der Sergeant seinen Gefangenen in den kaiserlichen Palast. Die Flügeltüren wurden im Vorzimmer geöffnet und auf der Schwelle erschien der Monarch, Peter der Große. „Sei gegrüßt Kapitän Lanskoi.

wie geht es Dir?" sprach er den Sergeanten an. „Es ist schön und brav von Dir, daß Du meine Befehle befolgt hast. Dem Pflichtvergessenen gehört das Rohr. Peter ergriff ein spanisches Rohr, indes Simonowitsch bleich und zitternd mit einem Taschentuch seine Tränen verbarg. „Warum verbirgst Du Dein Gesicht, Nichtswürdiger?" donnerte der Monarch den Fürsten an.

„Majestät, ich habe furchtbare Zahnschmerzen!" antwortete Simonowitsch.

„Zahnschmerzen? Wo ist der Zahn? Ich will ihn sehen!"

„Hier Majestät"

„Wahrlich, der Zahn ist angefressen. Er muß heraus. Wo sind meine Instrumente! Komm her, Simonowitsch, setze Dich nieder und halte still."

Peter nahm die Zahn-Operation vor; es war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, auf die er sich gut verstand. „Seinen Mitmenschen zu helfen ist Menschenpflicht," sagte er und wies die Dankesbezeugungen ab. Milde gestimmt, rief er nun die im Nebenzimmer wartende Alexiewna herbei, ordnete deren sofortige Verheiratung mit dem Fürsten an und übertrug letzterem eine Oberstenstelle an der türkischen Grenze. Die seltsame Operation hatte den Fürsten vor der Strafe geschützt.

Der getreue Eckart.

Eine Mansardengeschichte von Else Meerstedt, Hamburg.

(Nachdruck verboten.)

Der lahme Hein wohnte dem Himmel am nächsten. — Manchmal jagten die Wolken so dicht über seinem Fenster, daß er meinte, nur eine Leiter anlegen zu brauchen, um von seinem elenden Mansardenstübchen aus, das im fünften Stockwerke lag, in ein besseres Jenseits hinauf- oder hinüberzusteigen zu können, wenn es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, zu steigen. Er hätte es wohl manchmal gewünscht, denn besser als hier unten hätte er es droben sicherlich getroffen. Das meinte Hein wenigstens, wenn er sich auch durchaus keinen Illusionen hingab, wie vielleicht ein reicher Bankier in einer Beletage, der eben zehntausend Mark den Armen gestiftet hat. Hein rechnete so, daß, wer hier unten einer der letzten ist, dort oben sicherlich, wenn auch nicht der erste, aber doch vielleicht so um die Mitte herum zu stehen kommt, da muß es ja auch noch ganz passabel sein.

Ein Glück, daß die Nachbarn nichts von Heins Gedanken wußten, die hätten sich sicher gekrümmt vor Lachen, daß Hein eine Anwartschaft auf den Himmel zu haben meinte. Der lahme Hein war nämlich in dem grauen, hohen, eng zusammengedrängten Häuserkomplex, den Hinterhäusern von verschiedenen Straßen, allgemein als schlecht und boshaft verschrieen. Bei den Frauen wenigstens. Und die Waschfrau Irmischkern hatte ihm erst noch vor ein paar Tagen aus ihrem Fenster heraus mit lauter Stimme verheißen, daß er einstmals an des Teufels Heugabel über dem Feuer geröstet werden und mit der Großmutter des genannten Herrn tanzen würde. Wenn sie ihm die guten Wünsche umgekehrt angekündigt hätte, wärs freilich logischer gewesen. Aber man kann sich doch wenigstens einen Begriff von dem Wohlwollen machen, das die Nachbarschaft dem lahmen Hein entgegenbrachte.

Und dabei war Hein ein ganz harmloser Mensch! Er schlug sich recht und schlecht mit seiner Hände Arbeit durchs Leben, fertigte Papierblumen und Fächer und schnitzte alles mögliche, aber hauptsächlich Pfeifenköpfe. Und nun kommts, warum die ganze holde unwohnende Weiblichkeit so erbost auf Hein war. Hein nahm sich nämlich die Damen der Nachbarschaft für seine Schnitzereien zum Vorbild. Und so kam es, daß die Irmischkern mit ihrer langen Habichtsnase und dem vorstehenden Altweiberkinn streng realistisch auf Krischan Schladermunds Pfeifenkopf prangte, Krischan Schladermund, den sie nicht ausstehen konnte, der ihr alles zum Possen tat, der auch den Pfeifenkopf nur gekauft hatte, um sie zu ärgern. Und Krischan Schladermund räucherte den Pfeifenkopf so schwarz an, daß die Irmischkern schließlich ausfah wie der leibhaftige Satanas. Und er hatte eine Art zu lächeln, wenn sie nach Feierabend an ihm vorüberging, die sie zum Sieden brachte. Er hatte auch eine gewisse Fertigkeit erlangt, die Pfeife aus dem rechten in den linken Mundwinkel zu quasi hopsen zu lassen. Das sah herzverrückt aus. Und wer dabei stand, lachte natürlich auf der Irmischkern Kosten. Und so ähnlich ergings den anderen Frauen auch. Nur daß die eine in mehr, die andere in weniger boshafte Hunde oder Mundwinkel gelangt war. Manch einer war vielleicht auch nach auswärts verkauft und jugend ein „oller ehrlicher Seebär" führte drüben in England oder gar in Australien bei den Wilden das Portkit spazieren.

Hein verewigte wirklich nicht in böser Absicht seine Nachbarinnen auf den Pfeifenköpfen, weil sie große Nasen, grobe Züge, einen zahnlosen Mund hatten. Er schnitzte sie nur deshalb, weil ihm keine anderen Modelle zu Gebote standen. Rings um ihn Armut, bittere Armut, die früh alt macht, die Sorgenfalten gräbt, die eingelne Gesichtspartien scharf hervortreten läßt. Hein hätte viel lieber junge, hübsche, gesunde, lernige Menschenkinder, Blumen und Tiere geschnitzt. Aber das waren Dinge, die Hein, seit er aus der Schule war und seine hohe Wohnung nicht wieder verlassen hatte — zwanzig Jahre mochten es her sein — fremd geworden waren.

Den lahmen Hein nannte man ihn. Gelähmt an beiden Beinen war er. Seit 20 Jahren hockte er dort droben in der Mansarde, seit 20 Jahren sah er nichts weiter als Armut, vergrämte Gesichter, über sich den Himmel, die Wolken und hinter dem gegenüberliegenden Mansardenfenster, das ihm neidisch das bißchen Aussicht noch wegnahm, stieg lerzengerade, mit güldenem Wetterhahn gekrönt, die grüne Kirchturmspitze von Sankt Katharinen empor. Ein Spatz, eine Krähe hockten vielleicht einmal auf der Dachrinne. Aber lange hielten die es unter der Armut auch nicht aus, wo Sommer und Winter nichts für sie abfiel. Doch halt, nicht zu vergessen, alle Monat einmal stieg drüben auf dem Dache der Schornsteinfeger herum und ließ mißmutig die Kugel in den Schlot fallen. Und wenn Hein sein Fenster öffnete und auf die Krücken gestützt sich ein wenig vorbeugte, konnte er unten im Hofe einen alten verkrüppelten Ahornbaum sehen, so armselig wie die Umgebung, in der er vegetierte. Und ein wenig nach links stand, grün überzogen und mit Brettern bedeckt, ein altes kleinenes Brunnenhäuschen, eigentlich mehr ein Sod, von dem es hieß, daß er grundlos sei. Wenigstens erzählte man es sich zu der Zeit, als Heins verstorbene Mutter ihn noch jeden Tag in einem alten Sitzwägelchen zur Schule fuhr. Benutzt wurde der Sod nicht.

Das waren die ganzen Herrlichkeiten, die Hein zu sehen bekam, ergo — —. Bald hätte ich noch den verkrüppelten Alten zu nennen vergessen, der Heins Papierblumen und kleine Arbeiten vertrieb und seinen Verkehr mit der Außenwelt vermittelte. Aber der humpelnde Alte war auch kein schöner Anblick.

Aber eines Tages sollte doch ein wenig Abwechslung in die graue Einförmigkeit von Heins Leben kommen. Die Mansardenstube ihm gegenüber nämlich, die längere Zeit leer gestanden hatte, bekam eines schönen Tages eine neue Bewohnerin; eine Bewohnerin, bei deren Anblick sich Hein in den Arm kniff, um zu fühlen, ob er auch wache. Und er wachte wirklich. Die niedliche blonde Kleine lächelte sogar ein wenig zu ihm herüber, gerade so als wie: „Wir wollen gute Nachbarschaft halten, wir beiden Hochgestellten." Und Hein besann sich, daß gerade heute sein Geburtstag war, sein vierundreißigster, und daß ihm der Herrgott wohl mit der hübschen Kleinen da drüben ein Geburtstagsgeschenk habe machen wollen.

Es dauerte nicht lange, da prangten an dem sonst so öden Mansardenfensterchen, das unter seinen früheren Bewohnern immer so trostlos wie ein erloschenes Auge ausgesehen hatte, billige, blütenweiße Gardinen. Auch ein Blumentopf stand auf der Fensterbank. Und in der Fensternische mußte wohl ein Spiegel hängen. Denn wenn sich ein Sonnenstrahl drüben in die Mansardenstube verirrt, dann tanzte auf Heins linker Stubenwand ein jauchzroter Sonnenfleck. Eitel war die Kleine also auch.

Und ofimals am Tage tauchte drüben neben dem Blumentopf ihr liebes, freundliches Gesicht auf. Oder der blonde Kopf bog sich zum Fenster hinaus. Dann nickte sie wohl auch Hein zu. Oder sie rief ihm gar ein paar freundliche Worte hinüber, einen Scherz: „Gelt, Herr Nachbar, Luft können wir wenigstens schnappen, soviel wir wollen, die Koitel nichts?"

Hein antwortete dann. Und er dachte, daß es ihm jetzt unverdient gut ginge, und begann ernstlich zu ewägen, daß er insolgedessen droben im Himmel auf einen Mittelplatz eigentlich gar keinen Anspruch mehr machen könne; um der lieben Nachbarin willen wollte er aber gern ein paar Plätze hinunterrücken.

Aber auch in Heins Kunst begann eine große Umwandlung.

Die Pfeifen, die er schnitzte, trugen jetzt meist der lustigen Nachbarin zierliches Köpfchen. Und die Irmischkern und wie sie sonst alle hießen, hatten endlich Zeit, sich von ihrem Aerger zu erholen. Das taten sie denn auch in ausgiebigster Weise und lachten Hein noch obendrein tüchtig aus. Was sich der „Lahmed" wohl dachte? Die hübsche Christel hatte doch längst ihren Schatz, und was für einen Prachtkerl!

Und an einem Sonntage leuchtete Christels blondem Kopf ein dunkler auf mit einem kecken Schnurrbart. Und Christel rief ihrem Nachbarn glückstrahlend zu, daß sie und ihr Franz gestern geheiratet hätten.

Hein wünschte den beiden Glück. Es war ihm ernst damit. Aber ein klein wenig wehmütig war er doch dabei. Er hatte keine törichten Wünsche gehegt, wie die Nachbarn meinten, so hoch hätte er sich gar nicht zu versteigen gewagt. Er dachte nur, daß er auch eines solchen Glücks hätte teilhaftig werden können, wenn er mit gesunden Gliedmaßen zur Welt gekommen wäre, und daß die armen, lebloßen Beine ihn hinderten, den Weg des Glücks zu gehen.

Die Freundschaft von Fenster zu Fenster blieb aber bestehen, zum Aerger der Nachbarinnen, die Hein gern eine Schlappe gegönnt hätten.

Der Klapperstorch stellte sich bei Christel und Franz auch pünktlich ein — es ist merkwürdig, daß er die Armen lieber besucht als die Reichen. Und eines Tages hielt Christel, die blasser als sonst aussah, lächelnd am Fenster ein weißes Bündel in die Höhe. — Hein sah ein krebsrotes Köpfchen, ein Paar krebsrote Fäustchen — und dann trat Christel schnell zurück. Nach ein paar Augenblicken erschien sie jedoch wieder und öffnete ein Stück das Fenster. Hein stattete seinen Glückwunsch ab. Und Christel rief ihm zu, daß das rote im Steckkissen eine kleine Christel sei, „die sich nun groß und verständig schlafen müsse".

Die kleine Christel wurde, als sie heranwuchs, mit Hein auch gut Freund. Und wenn die „große Christel" an der Nähmaschine saß — seit sie zu dritt waren, mußte sie etwas mit verdienen helfen —, dann hatte sie die kleine Christel gewöhnlich in ihrem hochbeinigen Kinderstühlchen ans Fenster geschoben, und Nachbar Hein unterhielt, während er schnitzte, auch noch die kleine Dame drüben. Und er lernte selbst zum Kinde werden, wenn die Kleine über seine Späße und Faxen hell auffreischte und mit den dicken Fäustchen ungeschickt in der Luft herumpatschte. Dann schante wohl auch die junge Mutter auf und nickte Hein fröhlich zu.

Und Hein war glücklich. — Er war zufrieden. Das Kind war ihm aus Herz gewachsen, als wenn es sein eigenes wäre — vielleicht noch mehr. Vielleicht hängt man an etwas Erkenntem, Unerreichbarem viel glühender.

Als die Kleine über das erste Lallen hinaus war und anfing, zu plappern, als sie „Onkel Hein" sagte und schon begann, sich für die bunten

Blumen zu interessieren, die Hein zusammenbastelte, da kannte Heins Glückseligkeit keine Grenzen.

Er schnitzte kleine Puppen, Spielzeuge, die er dick mit Papierspänen umwickelte, und sie geschickt der Kleinen durchs Fenster warf. Da gab es dann Lachen und Jauchzen ohne Ende, wenn die dicken Fingerchen eifrig bemüht waren, die Umhüllung zu lösen. Aber auch Papierblumen, die er, an ein Stück Holz gebunden, gleich einem Pfeil fortschnellen ließ, wanderten drüben durchs Fenster.

Als Klein-Christel fünf Jahre alt war, war sie aber auch ein geistig selten reges Kind, das immer neue Gesichtchen von der Mutter hören wollte, so daß Frau Christel manchmal lachend wünschte, die Mädchen aus dem Aermel schütteln zu können. Und Klein-Christel spann das, was sie erzählt bekommen hatte, immer weiter. Sie hatte ihre eigenen Gedanken und konnte mitunter, den kleinen dicken Finger an die Nase gelegt, mit altkluger Miene lange über etwas Gehörtes nachgrübeln.

So hatte ihr die Mutter streng verboten, in ihrer Abwesenheit das Fenster zu öffnen. „Leicht fällt Christel zum Fenster hinunter", hatte ihr die Mutter erklärt, „und dann ist Christel tot und kommt in den Himmel zum lieben Gott und den Engeln, die hinter den Sternen wohnen, und Vater und Mutter weinen unter auf der Erde, weil sie keine kleine Christel mehr haben, weil Christel selbst ein Engelein geworden ist."

Das gab Christel besonders zu denken. Zu ihren kleinen Köpfchen flatterte sie die Engel mit goldenen und silbernen Kleidern aus und schönen, bligenden Flügeln. Sie hatte auch schrecklich gern mal einen blanken Stern in der Hand gehabt, oder die glänzende Mondscheibe. Und dann dachte sie daran, daß sie ja, wenn sie zum Fenster hinunterfiele, auch ein Englein sein würde. Ob sie dann wohl auch fliegen könnte? Und Klein-Christel sah die Englein im Wachen und im Traume — —

Einmal, als die Mutter fortgegangen war, um Arbeit nach dem Geschäft zu bringen, und Christel noch ganz besonders eingeschärft hatte, das Fenster ja nicht zu öffnen, meinte die Kleine, daß es doch zatsam wäre, Onkel Hein mal in der Angelegenheit zu befragen.

Hein, der wußte, daß die Kleine allein war, machte, als er sah, wie sie sich bemühte, das Fenster zu öffnen, verzweifelte Anstrengungen, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Er drohte, winkte, aber Klein-Christel ließ sich nicht stören. Und schließlich gab der Riegel den dicken Kinderfingerchen nach.

Aber auch Hein hatte sein Fenster geöffnet: „Mach' das Fenster wieder zu, Christelchen, ich schnitze Dir ein Stühlchen und ein Tischchen und eine große, große Puppe. Mach' zu, Christelchen, sonst fällst Du hinunter —"

„— und dann werde ich ein Engelchen! Ja, Onkel Hein?"

Einen Augenblick war Hein sprachlos vor Staunen. Dann verlegte er sich, immer ängstlicher werdend, wieder aufs Bitten.

Aber Christel ließ sich nicht beirren. „Wie ist denn das bei den Engelchen und dem lieben Gott, Onkel Hein?"

„Schön, Christelchen! Aber bei Vater und Mutter und bei Onkel Hein ist es viel, viel schöner!"

„Aber ich möchte doch mal sehen, wie es bei den Engeln ist und bei den Sternen!" bedarrt Christel auf ihren kindlichen Ideen und legt das dicke Fingerchen wieder an die Nase, wie immer, wenn sie über etwas nachdenkt. „Wenn ich ein Engelchen bin, kann ich ja auch wieder vom Himmel herunterfliegen zu Dir und zu Vater und Mutter."

„Das geht nicht, Christelchen. Wenn Du ein Engelchen bist, mußt Du auch oben bleiben."

Christel drüben am Fenster lächelt unglaubig. „Onkel Hein — dann hab' ich doch Flügel! Paß auf, Onkel Hein, ich fall' mal!"

Die Kleine steht drüben auf der Fensterbank und schaut furchtlos in die Tiefe.

Hein sieht kreidebleich aus. Er zittert auf seinen Krücken. Dicke Schweißtropfen perlen ihm auf der Stirn. Er möchte rufen um Hilfe. Aber ehe Hilfe naht, ist das Kind vielleicht schon längst verloren. Die Tür müßte durch einen Schlosser geöffnet werden. Das wilrde Zeit in Anspruch nehmen. Und dann war es zu spät.

Und blitzschnell zuckt ihm ein Gedanke durchs Hirn — ein Gedanke der Erlösung und des Wahnsinns.

„Christelchen — soll Onkel Hein mal sehen, wie es bei den Engelchen ist, und dann wieder vom Himmel heruntergeflogen kommen und Dir alles erzählen?"

Die Kleine stutzte.

„Dann mußt Du aber doch erst aus dem Fenster fallen, Onkel Hein!"

„Ja, Christelchen — ja! Aber Du mußt auch drüben von der Fensterbank hinunterklettern und das Fenster wieder zumachen und den Riegel vorschieben. Und dann mußt Du fein artig auf Deinem Stuhl sitzen bleiben und warten, bis Onkel Hein kommt."

„Mit goldenen Flügeln, Onkel Hein?"

„Mit goldenen Flügeln!" Hein keucht.

Die Kleine scheint befriedigt zu sein. Sie tritt zurück, schließt das Fenster und blickt erwartungsvoll zu Hein hinüber.

Minutenlang schauen sich die beiden so an. Hein möchte beten — er kann es nicht. Die Augen treten ihm fast aus den Höhlen. Endlich scheint der Kleinen die Zeit zu lang zu werden. Sie macht sich wieder an dem Fenster zu schaffen.

Da hebt Hein die Arme hoch — wie beschwörend: „Gleich, Christelchen, gleich!" Die Angst, vielleicht ist es auch der Wahnsinn, verleihen ihm Riesenkräfte. Er klammert sich mit den Händen an die äußere steinerne Fensterbank. Mit übermenschlichen Kräften zieht er den siechen Körper nach. Noch ein Blick nach drüben in die erwartungsvollen Kinderaugen — — —

Es ist vollbracht! —

„Der Teufel hat ihn doch noch geholt", sagt die Irmischkern voll abergläubischer Scheu, als sie neben der formlosen Masse steht, die von dem armen Hein übrig geblieben ist, und sie zieht ihr Wolltuch festsitzend über der eingefallenen Brust zusammen.

Klein-Christels unschuldige Kinderaugen aber schauen nach dem Himmel. Und wenn sich eine Wolke auseinanderschiebt, dann leuchten die Augen auf. Ob Onkel Hein wohl mit goldenen oder silbernen Flügeln kommen wird?

Die märchenhafte Villa.

Ein Pariser Korrespondent berichtet über die automatische Villa des Herrn Knapp in Troyes, die er kürzlich besucht hat, folgende Wunderdinge: Die Villa liegt in der Rue Pierre Gauthier, einer stillen Straße der altmodischen Stadt. Schon auf der Schwelle empfing den Besucher eine seltsame Einrichtung; er gewahrte zu seinen Füßen eine sich hastig bewegende Borstenmasse, die in liebenswürdiger Weise seine Schuhe automatisch reinigte. Aber im Innern nahmen die Ueberraschungen kein Ende. Im Schlafzimmer zeigte der Wirt dem Gast eine sehr bequeme Einrichtung, das Frühstück zu servieren. Er drückte auf einen Knopf. „Jawohl", ertönte eine unsichtbare Stimme von der Wand her. „Joseph", sagte Herr Knapp, „bereiten Sie das Frühstück." Bald darauf klappte an der rechten Seite des Bettes die Platte des Tisches auseinander, in der Wand entstand eine kleine Oeffnung, und es erschien ein Teebrett mit dem Frühstück und der eingelassenen Post. Das Servierbrett kam in einem elektrischen Lift direkt aus der Küche. Im Eßzimmer befanden sich einige Herren; man setzte sich zum Tee an den Tisch. Herr Knapp drückte auf einen Knopf und sofort erschien ein Teebrett, daß in einer Rinne langsam um den Tisch herumlief. Vor jedem Gaste blieb es stehen, wenn man sich bedient hatte, lief es weiter und kehrte schließlich zum Ausgangspunkte zurück und verschwand dann unter dem Tische. Auf diese Weise werden die größten Diners serviert, ohne daß ein Diener den Speisesaal betritt. Nach jedem Gange läuft ein kleiner Wagen rund um den Tisch und sammelt die Teller und Bestecke. „Ich brauche", so erzählte Knapp, „gerade eine Minute, einen Gang abservieren und den anderen erscheinen zu lassen." Später zeigte Knapp seinen Gästen die Küche. In einer Täfelecke wurde eine Mahonmaitsenaise automatisch angerührt, an anderer Stelle wurde Fleisch gehackt, auf einem Tisch Butter geklopft. Alles wurde durch Elektrizität bewerkstelligt. Nirgends berührte eine menschliche Hand die Speisen. Das ganze Haus ist mit geheimen Schallträgern und Telephonen durchzogen. „Ich kann jeden Flüstern im Hause hören, und andererseits brauche ich nur auf einen Knopf zu drücken, um jede Schallübertragung abzustellen." Zum Schluß zeigte der Besitzer dieser seltsamen Villa seine „künstliche Sonne". Als die Sonne untergegangen war, schaltete er seine elektrische Sonne ein, und der ganze Garten erstrahlte in Mittagshelle. Mit dieser eigenen Sonne kann Herr Knapp mitten im Winter Blumen zum Blühen und die schönsten exotischen Pflanzen zum Wachstum bringen. (Na, na!). Für die elektrische Einrichtung seiner Villa hat er mehr als 160 000 Mk. ausgegeben. Während der letzten Monate haben mehr als 500 Architekten und Elektrotechniker die Villa besucht.

Ein Rückblick auf das Fest.

(Nachdruck verboten.)

Das hätten wir mit der nötigen Kraft
Nun einmal wieder glücklich geschafft!
Es fiel zwar schwer, in das Vergnügen
Von früh bis abends sich zu fügen
Und ihm in seinen diversen Gestalten
Mit heiterer Laune standzuhalten.
Allein unser guter, gesunder Magen
Bewährte sich auch in den Ostertagen
Und leistete, seine volle Stärke
Erkennend, einfach Wunderwerke . . . .

Natürlich hatte ein lieber Freund
Es wahrhaft edel mit Dir gemeint,
Indem er schrieb, von jeher sei er
Für eine würdige Osterfeier
Und werde, fern den alltäglichen Dingen,
Die Tage drum bei Dir verbringen.
So hast Du Dich denn früh um Acht
Schon sorglich auf den Weg gemacht,
Hast gegen Dein belegtes Organ
Zunächst am Bahnhof etwas getan
Und schrittest dann zum frohen Empfang
Des Gastes den Perron entlang . . . .

Der Zug lief ein. Es stand mit bekränzter
Touristenmütze Dein Mann am Fenster
Und sandte Dir in herzlicher Art
Die ersten Grüße nach seiner Fahrt.
Rasch warst Du, während der Zug noch rollte,
Dort, wo Dein Freund Dich haben wollte,
Der Wagen machte den letzten Ruck,
Die Tür ging auf, ein Händedruck,
Und um die Taille eng gefaßt
Hielt Dich Dein lieber Ostergast;

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19070407061/fragment/page=0002